

SARAH CHICHE

DIE WILDE SCHÖNHEIT
DES LEBENS

Roman

Aus dem Französischen
von Michaela Meßner

btb

Den Verletzlichen und Trauernden

PROLOG

Es wurde schon Herbst. Seit zwei Tagen wachten sie bei ihm. Am Morgen des dritten Tages senkte sich die Finsternis über ihre Augen. Die Mutter saß zusammengesunken auf einem Stuhl in der Zimmerecke. Sie hielt ein Taschentuch im Schoß, rot von Blut. Der Vater saß am Kopfende und strich ihm zärtlich über die Stirn, als wiege er ein ganz kleines Kind in den Schlaf. Seine Frau hielt ihm die Hand. Ihre Finger waren blau vor Kälte. Die Wangen wachsbleich. Ihre blonde Schönheit lodernd, ein wenig schmutzig, das Kleid etwas zu aufgedonnert. Er lag reglos da, eingesperrt in sich selbst, konnte sich nur noch über ein Schreiftäfelchen mitteilen, das er in Reichweite bereithielt. Man hatte ihm eine Sonde in die Luft-röhre geschoben, die mit einem Beatmungsgerät verbunden war; in seiner Nase steckte ein Schlauch. Hin und wieder wanderte sein Blick vom Überwachungsmonitor, auf dem man den Herzrhythmus, den Sauerstoffgehalt seines Blutes, den Blutdruck und die Körpertemperatur verfolgen konnte, hinüber zum Gesicht seiner Frau, dann wieder zum Monitor, dann wieder zum Gesicht seiner Frau. Er sah sie an. Betrachtete sie. Ihre Augen. Ihre Hände. Ihre Lippen. Ihrer beider Schweigen. Ihre Worte. Ihre Freuden. Ihr Leid. Ihre Erinnerungen. Er spürte, wie

ihre Finger die seinen drückten. Sah auf diese Hand, die sich in seine verkrallt hatte, ganz wie früher, wenn sie kurz vorm Orgasmus war, wenn er ihr Gesicht in seine Hände nahm, um sie zu küssen, wenn sie ihre Finger mit seinen verschränkte, den Kopf zur Seite neigte, die Augen unter dem dichten Haar verbarg, das in gedrehten Locken über ihren Mund fiel, plötzlich ferner dem Mann, der sie liebte, bis ihr Feuer ihn verbrannte, wenn sie zur Nacht wurde, in die sie beide stürzten.

Die ersten Anzeichen waren weniger als ein Jahr nach ihrer Hochzeit aufgetreten. Sie hatte gerade ihr Kind geboren. Den Hochzeitstag hatte sie an seinem Bett verbracht. Jeden Tag hatte sie ihm beim Duschen geholfen, beim Zähneputzen, beim Anziehen. Jede Nacht hatte sie bei seinem Krankenbett geschlafen, zusammengekauert in einem Sessel. An seiner Seite hatte sie alles mit ihm durchgestanden, das Fieber, den Nachtschweiß, die Alpträume, aus denen er schlotternd in ihren Armen erwachte, die Blutarmut, die Übelkeit, die Blutgerinnungsstörungen, die Chemotherapie, die Injektionen, die Blutentnahmen, die Hämatome, die sich auf seinen Oberarmen ausbreiteten und die die Schwestern nötigten, ihn in die Hände, den Hals oder die Füße zu stechen, wenn ihnen die Venen unter der Hand wegrollten, sich versteckten und schließlich verhärteten. Sie hatten die Termine beim Hämatologen durchgestanden, das Warten auf die Ergebnisse, die Hoffnung auf eine Remission, die verfrühte Freude, den Rückfall.

Er ließ den Daumen über die Innenfläche ihres Handgelenks wandern.

alt werden würde. Dieses Gesicht, in dessen Schatten er so gern sein Kind hätte aufwachsen sehen, dieses infernalisch schöne Gesicht, das er zum Lachen gebracht hatte, wo sie doch sonst nie lachte, das er gefilmt, fotografiert, geküsst, gestreichelt hatte, würde am Ende verwelken. Und zugleich würde sie nie altern. Selbst mit Falten würden ihr diese Augen bleiben, Augen eines Fauns, dieses Raubtierlächeln, das ihn vom ersten Augenblick an verzaubert hatte, ihn und andere, und das noch viele verzaubern würde, das wusste er, denn sie hatte keine Erinnerung, hatte keine Geschichte. Vielleicht rief dieser Gedanke ein tiefes Mitleid in ihm wach, doch keines mit sich selbst, wie etwa wenn uns klar wird, dass wir so, wie wir sind, niemals genügen werden und dass wir letztlich über das Wesen, mit dem wir schlafen, nur wenig wissen, sondern Mitleid mit ihr, denn auch sie kannte sich nicht. Er rang um Luft.

Seine Mutter sprang auf und kam zu ihm. Ihr Haar, das sie seit mehreren Tagen nicht frisiert hatte, hatte sich hinten im Nacken zu einem wattigen Päckchen verdichtet. Ihr Gesicht war von Schlafmangel gezeichnet. Die Haut unter den Augen hing schlaff herab. Sie zog eine Mischung aus Lavendelduft und Schweißgeruch hinter sich her. Die Augen seiner Frau blitzten auf wie kaltes Glas. In einer fast symmetrischen Bewegung trat sie naserümpfend vom Bett zurück. Die Mutter, der nichts davon entgangen war, schenkte ihr keine Beachtung und begann zu sprechen. Sie redete endlose Minuten, pausenlos, nur hätte niemand sagen können, worüber eigentlich. Normalerweise waren ihm diese langen, von Seufzern unterbrochenen Monologe unerträglich; diesmal, so fand er,

besaßen sie eine anrührende Komik. Sie kämpfte wie ein kleines Tier, das im schwarzen Sack einer Angst gefangen ist, aus der niemand sie jemals hatte befreien können, die ihn aber fortan nichts mehr anging. Er betrachtete ihre milchige Haut, die Pigmentflecken auf ihren Unterarmen. Sie sagte noch etwas zu ihm, aber er hörte nicht mehr hin. Er war in den Anblick der Falte versunken, die quer über die Wange seines Vaters lief und die er bisher nicht bemerkt hatte. Er musterte den fahlgrauen Ton, den die olivgraue Haut angenommen hatte, seine schwarzumrandeten Augen. Die feste Überzeugung, dass er der Grund war für das vorzeitige Altern seiner Eltern, dass das schwarze Loch, das ihn selbst einzusaugen drohte, auch sie einsaugen würde, war ihm unerträglich. Es war an der Zeit, dass er sie von ihm befreite.

Eine Schwester in grüner Tracht trat ins Zimmer. Sie ließ die Jalousien herunter. Eine Wachsweberin. Müdes Gesicht. Sie hatte sich gerade etwas hingelegt, um ein wenig zu ruhen, als man sie gerufen hatte. Ihr wurde gesagt, es handle sich um eine etwas ungewöhnliche Aufnahme und die Familie könne über die festgelegten Besuchszeiten hinaus dableiben. Es ist immer leichter, Kranke zu pflegen, die man ein wenig kennt – denn selbst wenn man weiß, dass man sie vielleicht nicht wird retten können, hilft doch die Erinnerung an das, was sie einmal waren, und an den Einsatz, den man gebracht hat, sie bis zum Ende zu pflegen, manchmal bei der Rettung anderer. Deshalb hatte die Schwester um Erklärungen gebeten. Am Ende hatte man ihr gesagt, wer sie waren.

Sie hatten alles verloren. Hatten alles hundertfach zurückgewonnen. Er, der Vater, hatte ohne Unterlass gear-

beitet – es hieß, er schlafe nie. Er hatte ein kolossales Vermögen angehäuft. Kliniken, zahllose Altersheime und ein Schloss. Sie verfügten über Köche, Hausangestellte und Gärtner, einen ganzen Autofuhrpark. Sie hatten sich zwar selbst nichts versagt, sich aber doch auch großzügig gezeigt, indem sie sich um die Ärmsten unter ihren Angestellten gekümmert hatten – falls diese Verschwendung nicht aus Eitelkeit geschah oder aus Mitleid, aus Paternalismus. Jedenfalls versorgten sie Hunderte von Menschen mit Arbeit und sogar mit Wohnungen. Sie hatten haufenweise Chirurgen ausgebildet, Assistenzärzte, Anästhesisten, Radiologen. Und sie hatten mehrere Revolutionen mit ihnen erlebt: das erste Antibiotikum, die ersten Herztransplantationen, die ersten Darmspiegelungen. Hatten in Algerien und Frankreich Zigtausende von Patienten behandelt. Aber als die Krankenschwester auf den Vater des jungen Mannes zuging, der dort im Bett lag, um ihn mit gedämpfter Stimme zu begrüßen, erkannte sie den Mann nicht wieder, den die Zeitungen den »Klinikprinzen« nannte. Sie sah nur einen alten Mann vor sich, der gerade dabei war, seinen Sohn zu verlieren.

Leukämie.

Der Notarzt hatte ihn gebracht, nachdem ihm im Badezimmer schlecht geworden war, genau in dem Moment, da jeder dachte, es gehe aufwärts mit ihm. Er war wieder etwas zu Kräften gekommen und hatte deshalb allein ins Bad gehen wollen. Dort hatte er das Bewusstsein verloren. War mit dem Kopf auf den Badewannenrand gefallen. Unter dem Schock hatte er sich übergeben. Man hatte ihn mit dem Gesicht im Wasser gefunden, die Nase blutig. Der Mageninhalt war in die Speiseröhre und die

Bronchien gelangt. Man hatte ihn intubiert. Hatte alles, was die Atemwege verstopfte, abgesaugt. Ein künstliches Beatmungsgerät angeschlossen. Ihm Infusionen gegeben. Er hatte die Augen aufgeschlagen.

Der Bruder kam ins Zimmer geeilt. Er sah, wie seine Mutter sich ihm in die Arme warf, seine Frau geschwind ihr Haar ordnete. Er trat näher und fragte ihn, ob man ihm das Kopfkissen aufklopfen oder ihm die Kissen unter den Armen wegnehmen solle. Er wiederholte mehrfach: Möchtest du, dass man dir das Kopfkissen aufklopft? In den ersten Krankenhausmonaten war ihm schon beim bloßen Anblick seines Bruders vor Wut die Luft weggeblieben. Jetzt starrte er ihn bleich und verbittert an, während der Bruder sich aus der mütterlichen Umarmung löste. Doch seltsamerweise wurde er diesmal an ihre besten Momente erinnert. Ein starkes Gefühl überwältigte ihn: Was ihr Zusammenleben wirklich wertvoll gemacht hatte, lag tief in ihren Kindheitsjahren verborgen. Ihn schmerzte wieder die Lunge. Er verdrehte die Augen. Alle schrien entsetzt auf.

Eine zweite Krankenschwester rannte herbei, eskortiert von einer Pflegerin. Er wurde auf die Seite gedreht. Die Schläuche, über die er an Maschinen angeschlossen und mit dem Infusionsgerät verbunden war, wurden vorsichtig zusammengerafft. Sein Puls schlug wie wild. Das Beatmungsgerät geriet außer Kontrolle. Man hielt seinen Körper fest, eine Hand auf dem Thorax, die andere auf den Oberschenkeln. Säuberte seine Ohren, die Augenränder, fuhr mit dem Waschlappen über seinen Oberkörper, seinen Penis, zwischen die Pobacken, warf den Lappen weg, nahm einen neuen. Man wusch ihm den Rücken. Die

Schwestern in ihren grünen Kitteln schwebten wie Geister umher. Hinter ihren Masken lächelten halb geschlossene Augen ihn an. Er sah zu, wie die transparenten Tropfen der Infusion, die man ihm an seinen linken Unterarm angelegt hatte, nacheinander in den Plastikbeutel tropften. Das Licht wurde lebhafter, stärker. In den letzten Lebenstagen wird der Älteste wieder zum Jüngsten. Wir schlafen wie die Säuglinge. Der Dämmerzustand, in den die fortschreitende Krankheit und die Medikamente ihn versetzten, machte ihm in den ersten Monaten große Angst. Dann war er eine Erleichterung für ihn, auf die er wartete, so wie man bei Tagesende in seinem Kinderbett auf eine Geschichte wartet, immer dieselbe, gelesen von einer Mutter, die diese Pflicht nie vernachlässigen würde. Er schlief ein.

Die Stunde war vorüber. Das Bett, die Maschinen und ihre Schatten waren in ein bläuliches, klares Licht getaucht. Die Tür von Zimmer 16, die offen stand, ging auf den nach Desinfektionsmitteln und milder Seife riechenden Flur hinaus. Zu beiden Seiten befanden sich andere Zimmer, aus denen das Brummen der künstlichen Beatmungsgeräte zu hören sein würde, der automatische Alarm einer Infusion oder eines Monitors, Weinen. Auf Intensivstationen gibt es oft nur wenige Zimmer, und in dieser hier, die im Erdgeschoss eines an eine Autobahn angrenzenden Hauses lag, gab es achtzehn Zimmer, in denen die Familien über ihre Angehörigen wachten, während andere Patienten starben oder aus dem Reich zwischen Leben und Tod in die Einsamkeit zurückkehrten.

Er verschlief einen Teil des Tages, bis zum Abend. Er wachte in einem einzigartig friedlichen Zustand. Man

hatte die Neonlichter eingeschaltet. Zwei andere Schwestern machten sich an seinem Bett zu schaffen. Er hatte sie noch nie gesehen. Verwirrt begriff er, dass Zeit vergangen war. Es war sechs Uhr abends. Als er noch ein blutjunger Mann war, war ihm diese Tageszeit beim Übergang zum Winter die liebste gewesen. Mit einem Mal brach die Nacht in den Tag ein. Er ging dann, stets allein, in den spanisch-maurischen Saal des Cafés in der Moschee von Paris, um dort einen brüllend heißen Tee zu trinken, oder er lief bis zu den Quais, um in alten Botanik- oder Anatomiebüchern zu stöbern oder in illustrierten Büchern mit Pappeinband. Er fürchtete weder die Einsamkeit noch die Stille. In solchen Momenten war er meist am glücklichsten.

Sein Vater kam näher, sah ihm tief in die Augen. Er flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Nachdem man den Starttermin der Raumsonde Voyager aufgrund von Inspektionen in letzter Minute zweimal verschoben hatte, startete sie nun in den Weltraum, um ihrer Schwester-sonde zu folgen, die bereits ein paar Wochen zuvor ins All aufgebrochen war. Diese Neuigkeit erfüllte ihn mit Freude. Er hatte dem Ehrgeiz immer schon das Mysterium der Sterne, Kinofilme und alte Bücher vorgezogen. Und später dann Ève, seine Frau. Er würde nie Bilder des Saturn oder anderer Gasplaneten sehen. So gut wie jedes Jahr stellte er sich vor, seiner Familie bliebe nichts anderes übrig, als im weiten subglazialen Ozean zu schweben, weil es ihr gutes Recht war, so zu sein, wie sie waren, während es vielleicht nichts gab, keinen Gott, keinen Sinn, der rechtfertigen könnte, dass das Gute bedeutet, sich so oder so zu verhalten, ja nicht einmal, dass

es überhaupt irgendein Gutes gäbe oder dass es sinnvoll wäre, ums Weiterleben zu kämpfen.

Sie wachten eine letzte Nacht bei ihm. Dann wurde es Morgen. Ihre strengen und traurigen Mienen, ihre angestrengten Bemühungen, die Verzweiflung in den Griff zu bekommen, bereiteten ihm eine gewisse Qual, die sich am Ende in Gleichgültigkeit verkehrte. Denn er wusste, was sich dahinter verbarg. Es war Stolz, es war als Abscheu getarnter Neid, es war das Vergnügen, das darin lag, mit einem dekadenten, allumfassenden Überfluss Leben vorzutäuschen. Es war der große Reichtum, der unermessliche, erschreckende, abgeschmackte Reichtum, der trotz heftiger Exzesse, trotz aberwitziger Ausgaben, ein Widerstand war, keine abenteuerlustige und fröhliche Kraft, sondern allumfassende Übersättigung, Langweile und Seelenleere. Es war die zähe Melancholie endlos wiederholter Feste, mit denen weiter eine Welt gefeiert werden sollte, die es längst nicht mehr gab, jene Welt, die sie geprägt hatte und in der sie aufgewachsen waren, in diesem neugotischen Olymp aus billigem Tand, und die ihnen schließlich die Knochen gebrochen und sie alle miteinander in den Abgrund entsetzlicher Widersprüche und böser Gedanken geworfen hatte, wo sie seither vor sich hin moderten und immer mehr verrotten würden, auch nach seinem Verschwinden, weil dieses Geld, diese Geldströme, diese Geldrollen, die ihnen am Ende weder Liebe kaufen konnten noch ihn hatten heilen können und die sie am Ende alle verrückt gemacht hatten, sie zur Außergewöhnlichkeit und zu der Enge mittelmäßiger Heuchelei verdammt hatte, zur Arroganz und zu Lügen, die keinerlei Größe hatten, das heißt zur Hölle.

Er dachte an den Taumel, der sie ergriffen hatte, als der Lauf der Welt plötzlich eine Beschleunigung erfuhr, an das Grauen des Krieges, an Algerien, ihr Algerien, das Drama des Exils, der Flucht und Panik, als Folge einer Unabhängigkeit, für die er selbst allerdings insgeheim gekämpft hatte, all die Dinge, denen sie gleichermaßen ihren Mut, ihr Ehrgefühl, ihre Ruhmsucht sowie die Verachtung derer, die sich für unsterblich halten, entgegengesetzt hatten. Vielleicht schämte er sich wegen ihnen, für sie, schämte sich, zu dieser Familie zu gehören. Vielleicht erinnerte er sich auch an die Lügen, die er erzählt hatte, aus Feigheit, aus dem Bedürfnis heraus, geliebt zu werden, aus Liebe zum Spiel, aus Liebe zu den Frauen, aus Liebe zu einer Frau, die alles andere in den Schatten gestellt hatte, sogar das Baccaraspiel, das Pokern und die Betrachtung der Sterne. Nun stürzte seine Gleichgültigkeit in sich zusammen, wurde er von Mitleid überwältigt.

Er hatte nicht darum gebeten, noch ein letztes Mal sein Kind sehen dürfen. Sie waren alle der Ansicht gewesen, für ein kleines Mädchen von fünfzehn Monaten sei das kein schöner Anblick. Ich wartete also seine Rückkehr nach Hause ab. Er machte mit dem Zeigefinger deutlich, dass er etwas schreiben wollte. Griff nach der Schreibtafel, die auf seinem Nachttisch lag. Sie rutschte zu Boden. Man hob sie wieder auf. Reichte sie ihm. Mit langsamer Hand schrieb er mit dem Filzstift: »Meine Frau, meine Tochter.« Er gab die Tafel seinem Bruder. Sie sahen einander an. Ihre Augen lächelten. Alle verstummten. Noch Jahre später sprachen alle davon, wie schrecklich sanft sein letz-

tes Lächeln in jenem Augenblick gewesen war. Er schloss die Augen.

Plötzlich knallte die Tür meines Zimmers zu. Das Kindermädchen sollte später mit tonloser Stimme erzählen, sie habe sich umgesehen, aber außer mir, die ich zwischen meinen Bauklötzen saß, sei niemand in diesem Zimmer gewesen, dessen Tür sich ganz von allein weit geöffnet habe und dann zugeschlagen sei, mit einer unglaublichen, übernatürlichen Kraft, obwohl im Gang noch ein Fenster offen stand und obwohl an jenem Tag eine herrliche Sonne schien, wahrscheinlich war es der Wind.

Im gleichen Augenblick wurden in Zimmer Nr. 16 des Krankenhauses die Hände, die Füße und die Zehen des Patienten steif. Die Nägel nahmen eine elfenbeinerne Färbung an. Schläfen und Wangen wurden hohl, als zerknitterten sie. Seine Augen wurden riesengroß, spiegelten den Todeskampf, traten aus den Höhlen.

Später sagte man mir, er sei gestorben, ohne zu leiden. Man sagte mir, er habe sterben wollen. Man sagte mir, er sei glücklich gewesen. Als ich die Kraft fand, um genaue Schilderungen zu bitten, sagte man mir schließlich, es habe sich in etwa so zugetragen: Er rang um Atem. Bekam keine Luft. Erstickte langsam. Machte ein schreckliches Geräusch dabei.

Meine Mutter, deren gesamte Abwehr zusammenbrach, brüllte los. Man brachte sie hinaus. Seine eigene Mutter war nur mehr eine Tränenpfütze. Sie drückte seine Hand zwischen ihren Handflächen und brabbelte ein paar nichtssagende Worte vor sich hin, wie ein kleines verängstigtes Mädchen. Gegen Mittag versagte sein Herz. Er war gerade vierunddreißig Jahre alt geworden. Er starb

in den Armen seines Vaters, der drei Jahre später vor Kummer ebenfalls starb. Sie hatten alle die Hoffnung in sich getragen, es möge alles nur ein böser Traum sein, doch in Wahrheit ist das alles kein Traum, das alles ist für alle Welt gleich, das alles ist nichts Besonderes, das alles ist nur das Leben und am Ende der Tod. Man schloss ihm erst die Augen, dann den Mund. Man entkleidete ihn. Wusch ihn. Dann wurde die Leiche in sein Haus gebracht. Man deckte ihn zu und verhängte sämtliche Spiegel und sämtliche Porträts mit einem weißen Leintuch. Man hielt mich vom Totenzimmer fern.

Auf Höhe des Herzens wurde ein Loch in mein Nachthemd gerissen.

Doch niemand sagte mir, dass mein Vater gestorben war.

Man schickte mich in die Normandie. Am nächsten Tag wurde er beerdigt.

Seine Mutter hatte nicht die Kraft, auf den Friedhof zu gehen. Sie legte sich für Monate ins Bett. Als man die Gruft öffnete, um den Sarg meines Vaters hinabzulassen, wollte meine Mutter sich hineinwerfen. Sie waren am Boden zerstört. Ihnen allen blieb von ihm nur der geteilte Schmerz, ihn verloren zu haben.

Doch für mich hatte sich nichts geändert. Er war immer noch da, er war verschwunden.

ERSTER TEIL